Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 28 (1972)
Heft: 5

Artikel: Hochdeutsch bei Beromünster
Autor: E.Z.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-421075

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

auf. Das Kind lernt die Mundart von seiner Mutter; die Hochsprache sollte es von dem Lehrer lernen. Wie soll das aber geschehen, wenn diese Primarlehrer oft ein schauderhaftes Deutsch sprechen, ja wenn sogar die Lehrer dieser Primarlehrer sehr oft ein gar nicht vorbildliches Deutsch an ihre Zöglinge weitergeben? Es ist die große, unverzeihliche Schuld von Seminarlehrern, wenn weitherum ein schlechtes Deutsch gesprochen wird. Man darf im Ausland, besonders in Deutschland, ruhig und gerne den Schweizer aus unserer Rede heraushören; aber man soll aus unserm schlechten Deutsch nicht auch den Schweizer Knoten erkennen.

Nur eine Sprachform des Neuhochdeutschen wollen und sollen wir nicht lernen: das zackige, in vielen Fällen nördlich der Mainlinie gesprochene Hochdeutsch, das, wo immer und von wem es auch gesprochen wird, unsern ehrlichen Widerwillen erregt. Nur eine Form dieses „Ruck-Zuck" lassen wir uns gefallen, die Selbstironisierung, die der Schauspieler Hubert von Meyerinck in zahlreichen ihm auf den Leib geschnittenen Rollen gestaltet hat.

Daß wir unter uns selbstverständlich die Mundart sprechen: das ist keine Bildungsfrage. Das haben wir schon zur Genüge betont. Aber ein gutes oder ein schlechtes Hochdeutsch sprechen, *das* ist eine Bildungsfrage, und zwar eine berechtigte. Hier scheiden sich die Geister.

Eugen Teucher

Hochdeutsch bei Beromünster

Unser Dialekt ist definitionsgemäß keine „Sprache", weil er keine eigene Literatur hat. Unsere Schriftsteller Keller, Meyer, Gotthelf und Spitteler haben hochdeutsch geschrieben. Also: für den Hausgebrauch unsere Mundarten, für Literatur, Presse und Radio die gemeindeutsche Sprache.

Jede Sprache hat dort, wo sie zu Hause ist, ihren besonderen Klang, der so charakteristisch ist, daß wir die Sprache meist erkennen, auch wenn wir sie nicht verstehen. Wir merken, daß einer holländisch, schwedisch, russisch, griechisch redet, auch wenn uns kein Wort verständlich ist. Wer eine Sprache neu erlernen will, gibt sich Mühe, in der Aussprache diesen spezifischen Klang so gut wie möglich nachzuahmen, also ein möglichst akzentfreies Französisch, Englisch, Griechisch oder was immer zu sprechen. Ob es ihm gelingt, ist eine Frage des Sprachgehörs.

Es gibt Menschen, die eine Sprache nach Wortschatz und Grammatik ausgezeichnet beherrschen und sie doch so sehr mit ihrem eigenen Akzent durchsetzen, daß man z. B. einem französisch oder englisch redenden Schweizer auf den Kopf zusagen könnte, aus welchem Kanton er stammt. Höflicherweise wird man das unterlassen, man soll ja hören, was er sagt, und nicht, wie er es ausspricht. Aber wer ein wenig Sprachgehör mitbringt, wird immer dankbar sein, wenn er eine Sprache, die er kennt, akzentfrei zu hören bekommt.

Warum soll das anders sein für das Deutsche, das an unserem Radio gesprochen wird? Wenn sich dessen geschmähtes Personal um eine akzentfreie Aussprache bemüht und uns ein gutes Deutsch zu hören gibt, gebührt ihm unser Dank, und ich sehe nicht ein, wer sich anmaßen soll, die besondere Art von Akzent festzusetzen, die sich unsere Ansager hinfort zu eigen machen müßten.

Eine reine Aussprache des Deutschen als „Bekenntnis zum Deutschtum" zu bezeichnen ist eine Entgleisung. Wir haben allen Grund, eine saubere Grenze zwischen unseren Mundarten und der Schriftsprache zu ziehen. Wenn beide rein gehalten werden, dann bleibt auch die Trennung scharf zwischen beiden, was ja bekanntlich seine politische Bedeutung hat. Es besteht keine Gefahr, daß Bühnenhochdeutsch „langsam und schleichend", wie Wilhelm von Humboldt schrieb, in unsere Mundart eindringe; aber ein halb mundartlich ausgesprochenes Hochdeutsch verwässert die Mundart mit der Zeit und wird schließlich als diese selbst empfunden.

Es ist charakteristisch für das Deutsche, daß das *g* von vielen wie ein weiches *ch* ausgesprochen wird. Uns klingt das etwas fremd, ja, aber nicht mehr und nicht weniger fremd als Hochdeutsch überhaupt. Daß eine solche Aussprache „absolut schlecht für den Sprachklang ist und denen überlassen werden sollte, die kein musikalisches Empfinden und keinen Sinn für die gute Aussprache haben", wäre ein hartes Urteil z. B. für Goethe, der im Urfaust noch durchwegs „Gretgen" schreibt, woraus sich leicht erraten läßt, wie *er* das *g* aussprach.

Wenn die Radiodirektion einem Ansager zumuten wollte, hinfort „Bundesratsdeutsch" zu reden, wie es gleich zwei Einsender verlangen, dann wird dieser Ansager gewiß mit allem Respekt entgegnen, daß das kein Begriff sei und nichts heiße. Und das „Schweizer Hochdeutsch, das jedem Schweizer Ohr wohltut", das gibt es nicht. Wenn unser Bundespräsident am ersten August eine Rede hält, dann schulden wir ihm, gut hinzuhören, was er uns zu sagen hat; aber seine Aussprache zu diskutieren schickt sich nicht. Sie wird, wie bei jedem anderen Menschen, von seinem

angeborenen Sprachgehör abhängen; seine hohen Funktionen dagegen machen ihn noch nicht zum Vorbild in der Aussprache.
Kurzum, etwas mehr Vorsicht im Urteil und etwas mehr Toleranz gegenüber den Leistungen anderer und ihrem redlichen Bemühen, dann könnte man sich wohl einigen. Wenn ein Einsender nicht einsehen will, „wieso man einem Sprecher am schweizerischen Radio nicht anmerken darf, daß er Schweizer ist", dann stimmen wir diesem Einsender durchaus bei: man *darf* es ihm anmerken! Wer jedoch nicht das Gehör hat, heute den Unterschied in der Aussprache zwischen unserem Radio und dem deutschen Rundfunk herauszuhören, der kann nicht wohl über dieses Thema mitreden. Wenn man also den Unterschied merken *darf* und wenn man ihn auch *merkt,* was will man denn noch mehr. Man lasse uns endlich in Ruhe mit der entrüsteten Forderung nach einem Schweizer Akzent, der so dick aufzutragen wäre, daß er auch dem Schwerhörigsten eingehen müßte!

Dr. med. E. Z. (National-Zeitung)

So sehr wir mit den Gedanken des Verfassers dieses Artikels einiggehen, so erfordert doch die Gerechtigkeit, daß seine Behauptung, der Dialekt habe keine Literatur, nicht ganz unwidersprochen bleibe. Von fast allen Dialekten der Schweiz gibt es eine Literatur, von einigen sogar eine sehr bedeutende. Ich darf an die berndeutschen Autoren Rudolf von Tavel, Otto von Greyerz, C. A. Loosli, Simon Gfeller, Emil Balmer, Ernst Balzli erinnern, an den Solothurner Josef Reinhart, an den Zürcher Traugott Vogel, an den Thurgauer Alfred Huggenberger und an viele andere. Hätte Rudolf von Tavel seine berndeutschen Romane hochdeutsch geschrieben, so wäre er ein Stern erster Größe am Literaturhimmel der Deutschen geworden; denn seine Werke sind meisterhaft angelegt, und es ist für viele nur das etwas mühsame Lesen, das sie hindert, sie mit größtem Genuß zu lesen. Als die Mundartdichtung noch in den Kinderschuhen stak, haben Zürcher Mundartdichter wie Martin Usteri sogar versucht, den Zürcher Dialekt in etwas unbeholfener Art mittelhochdeutsch zu schreiben; man lese die hübsche Erzählung „Der Erggel im Steinhus". Nur gibt es eben keine gemeinsame Grammatik für alle diese Mundartschriftsteller, die den verschiedensten Kantonen angehören.

teu.

Die Gewalt einer Sprache ist nicht, daß sie das Fremde abweist, sondern daß sie es verschlingt. *Goethe*